

## Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Alles stand einen Moment regungslos vor dieser neuen Überraschung. Aber der Martin krümmte sich zusammen und holte zum Sprunge aus. Er wurde augenblicklich von einem unüberwindlichen Haß ergriffen gegen diesen Menschen. Ein lang verhaltener Wutschrei ging ihm: „Ah, — der — hat — mir — g'fehlt!“ Dann brach er los gleich einem verwundeten Wild. Mit kühnen Sprunge war er über dem Mühlbach und eilte schraubend am Heimbodel hoch und seinem Widersacher nach. „Martin!“ schrie die Lisbeth auf, „hilf, Himmel, — er bringt mich um!“ Sie hatte seine großen gutmütigen Augen noch nie so heimlich wild gesehen. Aber schon waren die beiden im Wasser ver-

... enten.  
... bergingen.  
... Minute.  
Die Lis-  
... hatte sich  
... dem Gott-  
... aufge-  
... et, aber  
... lebte am  
... den Kör-  
... so daß der  
... der-Andre-  
... sie stützen  
... te. Und  
... Hagmayer  
... noch im-  
... und hielt  
... uernd die  
... auf der  
... it.  
... nach fur-  
... Zeit, wa-  
... sie wieder  
... hen. Oben  
... der Lich-  
... vor der  
... Linie lag  
... helle Feu-  
... sein, und  
... war der  
... Martin dem  
... streicher  
... auf den  
... ten.

Jetzt hatte er ihn eingeholt! Jetzt mußten sie aneinander geraten! Da ereignete sich das Schauervolle:

Gleich einer zornigen Nemesis zischte die Eisenbahn aus dem Tunnel heraus. Und in demselben Augenblick hatte sich der Brennerpeter auf den Bahndamm geschwungen.

„Mätsch—tsch—tsch—tsch!“ ging sie über ihn hinweg. Der Ströck war gerichtet.

Ein hundertstimmiges Geschrei ging durch die Volkreihen. „Der Brennerpeter war wieder da! Der Brennerpeter hat den Mühlhof angezündet! Der Brennerpeter, der Dorfslump, — der den Forstwächter erschossen hatte, der Erzhalunte, er hat sich vor die Räder der Eisenbahn geworfen! — Aber der Martin lebt. Man hat es deutlich gesehen, wie er zurückgetaumelt ist. Der Müllermarke, dem man bitteres Unrecht getan hat, den sie unschuldigerweis eingesperrt hatten! Der Müllermarke lebt!“

Alles wartete auf Martins Zurückkommen. Alles schrie ihm entgegen.

Bleich und verstört wankte er zwischen den Tannen seinen Weg zurück. Er war wie zerschmettert von dem neuen Schicksalsstreich.

Die Eisenbahn hatte ihm sein Opfer abgefragt.

Ihm schwindelte jetzt bei dem Gedanken an seinen heißen und unbändigen Zorn und an seine fürchterliche Absicht. Er blickte dankbar zum Himmel, der in zwischen eine satte Blutröte annahm. Wie froh und glücklich mußte er sich fühlen, daß ein Mächtiger ihm nun in den



Der Schauplatz des Donauübergangs bei Drsova. (Mit Text.)

Die Erregung der Dorfbewohner hatte sich aufs höchste gehoben. Mit vorgebeugtem Oberkörper verharrten sie stumm und verfolgten jede Bewegung der beiden Männer. Es galt Leben und Tod. Man war sich's bewußt und eine nervöse, verzerrte die Gesichter. — Nur das Klammengeprassel zu hören und das Krachen des Gebälges.

Arm gefallen war. Daß ein Höherer dieses Gericht hatte auf sich genommen. Wie, — wenn er seinen verhassten Gegner, der ja alle Schuld trug an seiner großen Schmach, an seinem Anglied, — wenn er ihn an der Schulter erfaßt hätte?! Wenn er ihn in besinnungsloser Wut niedergedrungen, ihn mit seinen derben Händen erwürgt hätte?! Er faßte sich an die Stirne. Seine gereizten

Nerven gaugelten ihm eine schmutzige Zelle, ein niederes, vergittertes Fenster vor, ein Leben in Elend und Schande.

Wie aus einem giftigen Nebel tauchte ein grausamer, unbarmherziger Gerichtshof auf. Häßliche Erinnerungen, viele keine Schmähungen und Bitterkeiten legten sich dumpf um seine Schläfen. Gerade als er beim brennenden Mühlhof wieder ankam, stürzte sein Wohnhaus zusammen. Auch die inzwischen zur Hilfe geeilten Feuerwehrmänner aus den Nachbardörfern konnten nichts mehr retten.

Der Martin sah die aufgeregte Menschenmenge. Er hörte sie brüllen. Sein eigener Name gellte ihm hundertfach in den Ohren. Er fühlte sich matt. Seine Knie begannen zu zittern. Er sah noch die Lisbeth mit dem kleinen Gottfried auf sich zukommen. Wie ein Betrunkener taumelte er auf den Platz und brach zusammen.

Drei Tage lag Martin Ohnmächtig im Fieber. Sie hatten ihn in des Hagmayers Haus getragen. Der Hagmayerbauer und die Lisbeth hatten es so gewollt.

Täglich kam der Arzt. Es war ein leutseliger alter Herr, der mit den Bauern zu reden wußte und man hatte Vertrauen zu ihm. Aber das freundliche Greisenantlitz war ein ernster Schatten gegangen, als er den Kranken untersuchte. Martins Zustand war zweifellos bedenklich. Ein schlimmes Nervenfieber rüttelte an seiner zähen Natur.

Drei Tage und drei Nächte hatte die Lisbeth fast ununterbrochen am Lager ihres Mannes gesessen und auf jeden Atemzug geachtet, auf jedes Wort gehört, das der Kranke im Fieberwahn über die schäumenden Lippen brachte.

Sie kämpfte. Wie eine Verzweifelte kämpfte sie mit sich, mit ihren abnehmenden Kräften und — um ihn. Am vierten Tage hatte sie ihn dem Tod abgerungen.

Es war in der zweiten Morgenstunde. Die Lisbeth war, überwältigt von Müdigkeit und dem dumpfen Denken nach schlaflosen Nächten, auf einem Stuhl ein wenig eingenickt und hatte ihren Arm leicht auf Martins Bett gestützt. Ein leises Geräusch schreckte sie auf und nun bemerkte sie, daß der Martin die Augen aufgeschlagen hatte und sie groß und fragend ansah.

Sie legte ihm stillschweigend und mit zarter Sorgfalt die warmen Kissen zurecht und nach wenigen Minuten war der Kranke wieder eingeschlafen. Aber es war jetzt ein ruhiger, gleichmäßiger Genesungsschlaf. Und die Lisbeth wußte nun, daß das tödliche Fieber überwunden war, daß es seiner kräftigen Natur nichts anhaben konnte, — daß er ihr erhalten blieb.

Eigentlich stand in diesen ersten Tagen ganz Furtmühlbach um Martins Krankenlager versammelt. Die Gemüter waren alle von der bänglichen Frage bewegt: „Der Müllermarke, wird er's durchhauen?“ Jaghaft sprach bald der eine, bald der andere vor und erkundigte sich im Auftrage vieler. Und als eines Tags die Botschaft im Umlauf war: „Der Martin ist bei Besinnung und der Arzt hat Hoffnung!“ da atmete alles auf.

Während die Lisbeth ganz und gar in der Pflege um ihren kranken Mann ausgegangen war, zog sich der Hagmayerbauer in das obere Stodwerk seines Hauses zurück und räunte den jungen Leuten geräuschlos und in aller Stille seinen Platz ein.

Er erkannte sein Unrecht und wollte gutmachen. Sein starrer Sinn war gebrochen, sein harter, eigensüchtiger Bauernstolz erschüttert. Hatte er doch selbst, wenn auch nur für Minuten, unter der grausamen Last eines ungeredeten, schweren Verdachtes gestanden. Hatte er doch an sich selbst erfahren, wie schnell die Menge dazu bereit war, aus einem ehrlichen Bürger einen Verbrecher zu stempeln, wie sich wenige unglückselige Momente zu einer ungeheuren Anklage aufwölben.

„Schaut man halt allzeit gern auf andere. Braucht's halt oft lang, bis man die Demut lernt!“ tröstete der alte Mann sich selbst.

War es ein Zufall? Er konnte nicht an ihn glauben. Er mußte ihn als eine göttliche Fügung empfinden, als einen Fingerzeig. Er wollte jedem zurufen, der im Begriff war, einen Stein aufzuheben:

„Nimm ihn zur Seite, wenn du kannst, aber werf ihn nicht auf deinen Nachbar. Denn es gibt einen Zorn, der in törichter Verblendung die heiligen Bande der Natur zersprengt, und der Stolz ist ein eiller, nichtsnutziger Wurm, der sich selbst zerfrisst!“

Nun sah man den Hagmayer oft durch die Straßen und Felder gehen und an der Hand das Gottfriedle führen. Und die tiefen Finien, die das harte Leben auf seinem bartlosen Gesicht gegraben, waren nicht mehr so herb wie ehemals. Aus seinen Augen sprach die Zuerficht und um seinen Mund lagerte ein mildes Lächeln. Der kleine Gottfried war für den alten Mann wie eine Offenbarung. An dem fröhlichen, klaren Kindergemüt wurde seine Seele wieder stark und daseinsfreudig.

Was gab es nicht für wunderliche Dinge und Geschichtchen, die das kleine neugierige Büschlein noch nicht kannte! Was wußte

das schwachhastige Mäulchen für kluge Fragen zu stellen! Großvater wurde es nicht müde, sein Enkelkind einzulernen die vielen geheimnisvollen Rätsel der Natur und des

Noch war zwischen Vater und Tochter kein Wort der Gebung oder Versöhnung gewechselt. Aber die Lisbeths Wandlung am Vater beobachtet. Sie wußte, wie nahe ging, wie sehr er eine Ausöhnung herbeiwünschte. Sie auch, die den kleinen Gottfried säuberlich gewaschen und getäglich zum Großvater hinausschickte und ihm einen „guten Morgen“ bestellen ließ. Und in diesen Tagen g Martin seiner Genesung entgegen.

An einem warmen, lichtklaren Nachmittage war es nun der Hagmayerbauer aus dem Felde kam und direkt des zum Rathause ging. Hier hatte er mit dem Schulz ein Unterredung.

Dann ging er nach seinem Hause und trat in die wo der Martin noch etwas blaß, aber schon bei guten Sa am Tische saß und lächelnd zuschaute, wie die Lisbeth Gottfriedle kleine Figuren auf eine Schiefertafel malte. Gottfried sprang ihm entgegen:

„Großvater, kannst du mir einen Gaul machen oder eine Langsam und unbeholfen ließ der Hagmayer seine Hand des Knaben weiches Haar gleiten und sagte endlich, zur gerandt: „A tar's Büble, dein Bub. Und i dank' dir halt mich hast net fremd g'macht dem Gottfriedle.“

Die Lisbeth konnte ihre Rührung kaum verbergen, den Vater stehen sah in seiner eigenen Stube, aus der er hinausgewiesen, wie er hilflos nach guten Worten suchte.

„Sollt' i dem unschuldigen Krampen sein Ahne' verwe Sollt' ich ihn ärmer machen als andere Kinder sind? I das wär kein gutes Werk, Vater!“

„Noi, noi — fell net; n gutes Werk wär's net. I dank' d nochmals, Lisbeth, daß du's halt fertig bracht — das gute

Einem Augenblick später reichten die beiden Männer die Hände. Auf des Hagmayers Gesicht zuckte es und seine waren feucht. Er konnte Martins Hand lange nicht freis und murmelte immer:

„Dir hab' i halt unrecht getan, Marte, — großes Unrech schweres Unrecht, jo, jo, — das muß 'n Wort sein ...!“

„'s hat halt so sein müssen, Vater“, tröstete der Marti „Jo, jo, hat halt so sein müssen!“ — Aber gelt, Marte, — tußt mir versprechen: der Lisbeth soll kein Ungut g'schehn, in Menschenhand steht. Mein Hagmaile' tußt mir wohl in nehmen. Weißt, — ist halt das Weibsvolk unserm Herrgot weil um einen Schuh näher als unsereins. Ist g'woiß wo meine selige Annamarie hat's auch so g'halten. Und's friedle, a so'n Büble, so'n lieb's ...! — Gottfriedle komm mol' i dir a Gäule ...!“

Nun setzten sie sich um den Tisch. Und es war der Lisbeth tichte das gelbe Bendelblech der alten Schwarzwälderuhr mehr so hoch und schwerfällig über die großblumige Tapete als sei ein froher, milder Schein eingedrungen in das liebe G stübchen und verklärte freundlich den altväterlichen Hansra

Als gegen Abend der Deder-Andresel kam, fand dieser beiden Männer im lebhaftesten Gespräch über den rationellen W von Feld- und Ackerland und eine dicke Tabakwolke schwab behaglich über ihren Köpfen.

Der Andresel blieb unter der Türe stehen und rief sich Augen. „Heidajad am Bendel, — do steht's net läß! — I ja, — unfer Herrgott hebt einem die besten Broden immer d Beßt auf! Darf man denn einbrechen in den Hausfrieden

„Immer zuspaziert!“ rief der Hagmayer. „Du g'hörst alle dazwischen, wenn's richtig zugeht!“

„Das ist'n Wort, darauf geb' i dir d'Hand, Hagmayer

„Und i dir schon lang, Andresel!“

„I, do schlag doch gleich ...“, fuhr der Andresel in sein Ertanuen fort. — „Hagmayerbauer, döß, daß i noch verlob datz ...! Hast also deinen schlimmen Spruch z'rückzogen?“

Aber der alte Eigensinn rasonierte schon wieder:

„Nix hab' i z'rückzogen! Gar nix hab' i z'rückzogen — mein Namen. I bin kein Hagmayerbauer mehr. Do sitzt Bauer, der Marte, mein Eidam ist jetzt der Bauer. Heut ich beim Schulz und hab mein Namen abgeben und einen and drüber g'schrieben.“ Und recht gewichtig und überlegen setzte hinzu: „Weißt, Andresel, — die Alten müssen den Jungen machen, das ist schon so in der Welt. Und der Marte wird mein Haus keine Schand antun, und meinen Acker und meinem auch net, so viel muß wahr sein. Und wenn's mal grad so nachher sind wir Alten immer noch um den Weg und löw eingreifen, wo's not tut!“

Der gute, weißhaarige Andresel war außer sich und kindlich vor Freude ob dieser glücklichen Umwandlung im

## Marie Fleuron.

Kriegsroman von M. Janowski. (Nachdruck verb.)

Er sah die glücklichen Augen der Lisbeth und patschte  
alten Freund lustig auf die Knie:

Hagmayer, das ist ein Spruch! Für die Wort — Kreuztirn-  
grenzjabel! Dafür kannst mich gleich noch einmal 'n alten  
er' schimpfen, — 's tut mir nit. Jetzt verzeih' i dir alles  
oder auf ein' Handschlag und für alle Zukunft! Und freue  
mich schon donderschlechtig! Jöhlen möcht' ich, daß des  
Kreuzstod wadelt — juhuhul! Und jetzt verlohnt sich's  
alleweil noch'n bissel, das g'spässige Leben!

einer einzigen Nacht ward aus einem stillen, lieblichen  
ein wüste Unratsstätte, aus dem stattlichen Brenner-  
ose — ein großer, schmutziger Steinhaufen. Schutt, Asche  
ohlendunst lagerte am Heinbodel. Und die schönen Lamm-  
gebrandmarkt im Kreise, wie eine Schar hungernbe  
die müde und lebensfart ihre mageren Flügel hängen  
Angekohlte Balken, Tische, Stühle, Räder, zerbrochenes  
geräte — alles lag wüst durcheinander, ein schauerliches  
Ende. Nur die eine rote Giebelseite der Scheune ragte  
warnend aus dem Trümmerfeld.

Das Mühlbachwasser gurgelte vorüber. Zerfallenes Ge-  
as und das zerbrochene Mühlrad hemmten seinen Lauf,  
dort. Es taumte über den Unrat und suchte sich neue  
en. Von dem Wohnhause war noch das ausgebrannte  
schick geblieben. Seine Umrisse spiegelten sich schauernd  
im schmutzigen Wasser.

Über um zwei hohle Fenster rankte ein Rebstod. Ein junges,  
mes Leben inmitten des Verfalls. Und die Lisbeth kniete  
igen Herzens vor dem lichtgrünen Wunder und grub vor-  
den seinen Wurzelstod aus dem Boden und verpflanzte  
Pflögel in gesunde, ruhige Erde vor das Hagmayerhaus.  
Die Brennermühle war für die Dörfler ein Bedürfnis. Nun  
en sie ihr Korn stundenweit in die Stadt schaffen oder gar  
en, bis alle drei Monate mal ein Müllernecht durch das  
malle. Trotzdem mochte der Martin an keinen Wiederaufbau  
en. Die alten Leute redeten: „Es war ein Sündenhof von  
und es ruht kein Segen auf dem Boden.“

Der Schulz kam und sagte zum Martin: „s gibt viele im Dorf,  
Wanf' halten. So eine Gans ist'n gar heisses Vieh. Es braucht  
und Wasser und allbot auch ein gut' Stück Grasboden...“  
Damit war das Schicksal des Mühlhofes besiegelt.

Etliche Tage später, an einem Sonntagnachmittage war es,  
der Martin das Haus verlassen konnte und mit der Lisbeth  
ber auf der Bürgelhalde unter der großen Linde saß. Daneben  
ten die beiden Alten, der Hagmayerbauer und der Deder-  
resel und disputierten gar weise über das Leben. Und der  
ne Gottfried rutschte stillvergnügend einen kleinen Abhang  
unter. Dann kletterte er ihn wieder hoch und freute sich und  
zufrieden.

Der Martin und die Lisbeth schauten ins Tal. Still ruhte das  
sichen. Stumm lag auch der Heinbodel. Kein Argbieß dröhnte.  
in Vogel sang. Alles lauschie. Sonntagsruhe überall. Nur  
leiser Wind ging über die Heinbodelkannen und blies beim  
annermühlhof die kalte Asche über die Felser.

Wieder war ein heimlicher Abend hereingebrochen. Wieder  
ihm eine finstere Nacht hinterher. Es wurde noch stiller  
bisher. Und nun tönte wieder das heimatische Glöckchen  
dem Tal, so friedlich und zur Ruhe mahnend.

Man trat den Heimweg an. Der Hagmayer führte das Gott-  
ble. An dem moosgrünen Steinkreuz kamen sie vorbei. Einen  
genblick blieb der Martin stehen und betrachtete es stumm. Er  
es immer, wenn er vorüberkam. Die Lisbeth unterfasste  
den Arm. Aber der Bub fragte:

„Dütel Annejel, warum ist das Kreuz?“  
Der Deder-Andresel besann sich, nahm seine runde Mütze ab  
trafkte in seinen weißen Borsten. Dann sagte er:

„Mein lieb's Gottfriedle, sell weiß ich selber net. Das schreibt  
gar lang zurück. Es gibt Leut, die sagen: Zwei Ritter, von  
men einer dem andern zuviel war auf der Welt, die hätten  
an der Stell' gegenüber g'standen. Andere wollen wissen:  
war nur ein einzelner gewesen, ein Mißmutiger, der sich selber  
viel war. Keiner weiß, wie es richtig ist. Nur so viel ist g'wis:  
das Kreuz soll uns halt allweil zum Frieden mahnen und zur  
leb' untereinander und keiner soll es vergessen, der vorüberzieht.“

In der Ferne blinkte der Hohenneuffen zum letzten Male in  
feierlichen Abend hinein und gerade lächelte die Sonne vom  
Heinbodel ihren Abendgruß zurück.

Wieder hatten der Martin und die Lisbeth sich heimlich und  
schlich die Hand gedrückt. Aber der Großvater nahm das ver-  
blasene Gottfriedle auf seinen Arm und küßte es. Und so gingen  
langsam zum Dörschen hinunter.

Wetter lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie  
sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu  
— wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge  
sie des furchtbaren Kampfs, der heute dort unten wieder getobt  
hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutendes geschehen, die Höhe... war von  
den Deutschen gestürmt, diese Höhe, auf welche sie es schon längere  
Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher ge-  
halten worden war. Dem alles niederreisenden Sturmangriff  
der tapferen Truppen hatten die Franzosen aber nicht standhalten  
können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschin-  
gewehre zielsicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier  
einer, da einer — aber heldenmütig rasten die anderen vorbel  
an den Gefallenen — erstürmten mit Heldennut den ihnen  
gegenüber liegenden Hügel.

Die Höhe war genommen! Schmeichelnd glitt die Sonne von  
einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz  
abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag,  
machte sie halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch.  
Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonden  
Loden und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß  
konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte  
sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und  
ein kleiner Sonnenstrahl erhaschte ein junges, blondes Mädel,  
das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl  
lodte — lodte...

Das blonde Ding aber war die kleine Marie Fleuron, in deren  
zerstörtem Dörschen die freundlichen Sachsen vor dem Sturm-  
angriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freund-  
schaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen,  
der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der  
Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten,  
daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteil  
herzensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der  
Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich.  
Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt  
hatten — und nun die Franzosen verfolgten, verkommen schaute  
sie hinauf. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen  
Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war  
es jetzt still — ganz still...

Und der Sonnenstrahl lodte stärker und stärker. Da kletterte  
das junge Ding den steilen Hang hinan und schickte die Augen  
spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?  
Plötzlich schrak sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen  
an ihr Ohr? Furchtsam ging sie den wehen Tönen nach — und  
stand entsezt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte —  
dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie  
hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leber  
in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte  
fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und  
holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Auf-  
bietung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Ma-  
riens halbzerstörter Hütte betteteten sie ihn in weiches, weißes  
Linnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und  
schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean  
Baptiste geschickt hatte, auch kommen und dem Armsten helfen?  
Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem Kinderreichen  
Herzen stieg das Gebet empor zu der Schmerzreichen, deren  
Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört?  
Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erstaunt das  
Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seines  
zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der  
Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich  
Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?“ fragte sie  
atemlos. Entsezt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten  
Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib  
mir doch einen Revolver, Mädchen“, an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vorwurf, daneben  
aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich des jungen  
Geigers schmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche  
Mutterhände seine Stirn gekreicht.

„Möchtest du denn — ich sollt' gesund werden?“ fragte er leise  
— und ebenso leise bejahte es Marie.  
Als sie ihm aber noch ein paar liebe Worte sagen wollte,  
war der Kranke schon wieder bewußtlos. Schier unheimlich  
wurde es der armen Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste

blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage —

Mitteilungen von der Auf-  
findung ge-  
macht, und so  
mußte Marie  
es nun schwei-  
gend dulden,  
daß ihr gelieb-  
ter Kranker  
auf die Bahre  
gelegt — und  
ganz behut-  
sam fortgetra-  
gen wurde.

Berücksichtigt  
ließ das junge  
Mädchen hin-  
ter der Bahre  
her, von den  
erstaunten  
Blicden der  
Krankenträger

nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger Riese, sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen bezwecke, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding, welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Landsmännin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.

Die Tante war nun auch — einige Wochen vor dem Kriegsbeginn — für immer schlafen gegangen, der Onkel stand als Soldat schon längere Zeit im Feld.

Und auch von ihrer großen Sehnsucht nach Deutschland, nach den Moselbergen — erzählte die Kleine, die sie verlassen mußte, als sie zehn Jahre alt war, und die sie nie, nie vergessen konnte. Frankreich hatte ihr die Heimat nicht ersetzen können.

— Mittler-

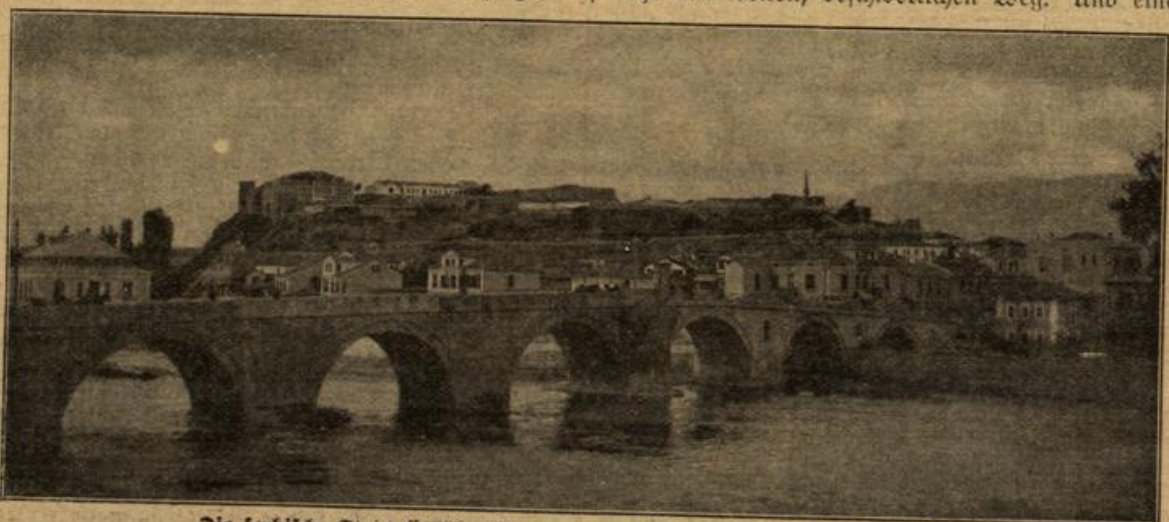
weile waren die Träger zu dem entfernten Kriegs lazarett gekommen, und Marie kehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schilling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron, die eigentlich Marie Rutherford hieß, ein, da erfuhr sie, daß der junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz, sie ließ sich den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben — und gerne versprach er es ihr.

Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber würde der geschwächte Körper sich auch durchringen können?

Nur ein Wunder könnte ihn retten, hatte neulich der Wärtin sagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages



Die serbische Stadt Kustub, die alte Hauptstadt Mazedoniens. (Mit Text.)

waren ins Land gegangen konnte freundschaftlich mitteilen ihr Schicksal nun auf der Welt — und sie gen gen mal im möchte. Da er die kleine rie fast heftigen damals, Hans bewußte

Abhang fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Zeit aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit

erschweren Lasten beschwert, ging Marie heim. Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zertrümmert Häuser, reißt sich der schlante Turm der Sankt Stephans dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten, Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von bunten prächtigen Kirchenfenstern blinkt nur noch ein ein

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die anschauen, als sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschen das auch heute wieder irgendwo da draußen gestossen ist gerade durch dieses eine Fenster. Sie zwingt in ihren Licht

gerade die eine Ecke des Kirchleins, die sonderbarerweise auch verschont ist, — den Hochaltar.

Und hier in dieser wundervollen Zusammenstellung von Gold und Marmor und Lapis Lazuli blinkt und blinkt noch alles wie zuvor. Hier grüßt noch immer die Madonna mit der Strahlenkrone und hält segnend über dem blonden Haupte der Knien den Erlöser der Menschen.

Mit Rosen, mit roten Rosen hat Marie die Ecke der Heiligsten geschmückt, und in tiefster Demut steht sie jetzt zu der Allgütigen.

Wunderbar gestärkt erhebt sich endlich das Mädchen, sie weiß es, die Madonna wird ihr beistehen —

und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen fast über den beschwerlichen Weg. — Und nun ist Marie anläug. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch lam hölzerne Bauten in einen schattigen Garten. — Dort sitzt, m



Englischer Infanterist mit einem der neuen Schutzhelme gegen betäubende Gase.

(Nach einer Abbildung aus „Illustrated War News“.)



Boris, Kronprinz von Bulgarien.

Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

in Betten und Decken eingehüllt, ihr Schlingling. Als ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner Schüchtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr

uralten Sachsenreichen, von rebenumkränzten Moselbergen — und von fernem glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit der Liebe Hand in Hand gehen würde.



Die von den Franzosen und Engländern zerstörte Kirche von Tholus bei Arras.

Madonna zuvor segnen mußte. Aber die Züge des jungen Geistes lächeln ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße, verlegene kleine da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt. ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß dir für alles danken, — wenn du mich nicht gefunden hättest und dann so lieb und gut zu mir gewesen wärst — ja, wer wo ich dann heut schon läge. Und ein bißchen schad wär's doch wenn ich nicht gewesen, gelt? Ich auch den Himmel mehr stürmen kann, die Kunst, meine hohe, die Göttin, — und du, treues, aufopferndes, ihr werdet mir noch Schöneres im Leben heim zu meinem lieben Mutterl, der du den neu geschenkt hast.“ Sanft zieht der junge Alex sein Lieb an sich: „Marie, und du gehst mit, du wirst deinen Schlingling doch nicht allein lassen, oder wie ich magt mich am End gar — und's war vielleicht ganz anderer, für den gebetet hast, du liebes, Madel, du?“ Die Antwort aber schien beide Teile befriedigend gefallen zu sein. . . Zwei junge, selige Menschen hielten sich innig umarmt und träumten dem strahlenden französischen Himmel von der Heimat, — träumten von

## Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Von Francine Mannjung. (Nachdruck verboten.)

Unter den neun Buben, die der Tischlermeister Elezaf stolz sein eigen nannte, war der Franzl der aufgeweckteste von allen, freilich auch der größte Spießbube unter ihnen! Wo immer ein toller Streich von der Bande verübt wurde, wie der Vater seine Bubenchar nannte, war sicher der Franzl der Anführer gewesen, und niemals leugnete er seine Schuld. Wahrheitsliebend war er und stolz!

„Völlig beseffen vom Hochmutsteufel“, meinte die Mutter in den Stunden, wo Franz die väterliche Zuchttrute zu spüren bekam und nicht zu bewegen war, um Berzeihung zu bitten!

„Dabe ich Strafe verdient, dann strast mich eben,“ sagte er dann, „wenn Bitten das Strafen erlassen kann, habe ich ja nicht gefehlt!“ Vater und Mutter waren über diese Worte ganz verblüfft.

„Einen eigenen Schädel hat er halt“, sagte der Vater, und die Strafe fiel für Franzl nicht gar zu arg aus! —

Als er in das Alter kam, wo er sich für ein Handwerk entscheiden mußte, hätte der Vater ihn gern ein seine Werkstätte genommen; aber Franzl zeigte keine Lust, in die väterlichen Fußstapfen zu treten. Die



Die Mutter des Generalfeldmarshalls v. Raden sen vollendete kürzlich ihr 89. Lebensjahr. Der Generalfeldmarschall ist ihr ältester Sohn.



Ein „Warenhaus“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Luftschiffahrt fing an, ihren Siegeszug anzutreten, und Franzl war Feuer und Flamme für diesen neuen Wissenszweig! Fliegen, frei in der Luft, die höchste Seligkeit dünkte ihm dies, und das dies nur durch die Mechanik zu erreichen war, entschloß er sich eben, Mechaniker zu werden. Er war ein guter Zeichner, ein genauer Arbeiter, kurz zu allem zu brauchen, um sein Ziel zu erreichen.

Umsonst vergoß die Mutter die bittersten Tränen, wenn sie sich vorstellte, daß ihr Franzl auf so einer Gondel da in der Luft umhergeleitet wollte; das schien ihr noch ärger und gefährlicher, als Matrose zu werden. Das hat man von den Buben, jammerte sie dann; ob ein Mädel auf solche Ideen kommen würde, und heftiger weinte sie in ihre Schürze! —

Der Vater gab nach. Er kannte Franzl mit seinem eisernen Kopfe, da war nichts auszureden. — Franzl lernte brav, dazwischen setzte er seine Studien fort; er wollte Ingenieur werden, das war sein heimlicher Traum! Jede freie Minute saß er über seinen Büchern, und schlecht sah es in diesen schweren Lern- und Arbeitsjahren um den Burschen aus! — Als er endlich so weit war, um den ersten Aufstieg — als Begleiter selbstverständlich vorderhand — zu machen, klopfte sein Herz zum Zerspringen! Theoretisch beherrschte er Fahrzeug und Luft; nun kam die Praxis, er sollte die Früchte seines Studiums jetzt pflücken.

Berauscht kam er von seiner ersten Fahrt heim. Wie ein Traum erschien ihm alles! War er es wirklich, der da die Luft durchschnitten hatte? — Vater unser, der du bist in dem Himmel... betete er unwillkürlich. Als Kind hatte er immer den Wunsch gehabt, in den Himmel fliegen zu können, um nur ein klein wenig hineingucken zu können. Jetzt hatte er die Wolken gekreuzt und war dem lieben Gott ein Stüd nähergekommen.

Nicht genug konnte er Vater, Mutter und den Geschwistern davon berichten, als er Sonntagabend am Familientisch erzählte. Mit offenem Munde hörten ihm die Geschwister zu. Die gute Mutter weinte zwar wieder, aber der Stolz über den Mut ihres Jungen leuchtete doch in ihren Augen! Der Vater blieb stumm und blies den Rauch seiner Pfeife in langen Zügen von sich. —

Franzl machte weitere Fortschritte und wurde bald eine Berühmtheit. Seine Flüge wurden immer waghalsiger, immer ausgedehnter. Preis um Preis fiel ihm zu, er bekam Schüler über Schüler. Konnte sich ein eigen Luftzeug bauen, erfand kleine Verbesserungen und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Vergebens beschwor ihn die Mutter, nicht so waghalsig zu sein, aber Franzl küßte nur die Mutter, sagte lachend: „Mir geschieht nichts, Mutter! Unser Vater im Himmel beschützt mich. Du siehst es ja, Mutter, du mußt es doch fühlen!“

Und dann küßte ihn die Frau und drückte seinen blonden Kopf an ihre feuchte Wange. —

Da brach der Krieg aus! Franzl war einer der ersten, deren man bedurfte. In der Tischlerfamilie hatte die Mobilisierung die größte Aufregung hervorgerufen. Sieben Buben waren Soldaten, siebenmal wollte das arme Mutterherz aufschreien und siebenmal mußte sie lächeln im bittersten Schmerz. — Am schwersten wurde ihr das Lächeln beim Abschied vom Franz. — Immer und immer hielt sie ihn unklammert, bis Franzl sich losriß!

„Aber Mutterl, mir geschieht nichts! Unser Vater, der im Himmel ist, schützt mich doch, du weißt es ja! Sei nicht so kleinmütig!“ Franzl zog mit seiner Abteilung dahin. Er war mutig und unerschrocken. Er konnte Karten lesen wie keiner, hatte Falkenaugen und einen Orientierungssinn, der die Bewunderung seiner Vorgesetzten erregte! Man vertraute sich blind seiner Führung an, und er hatte Glück! Nie kam er ohne wichtige Botschaften zurück und immer schwierigere Aufgaben vertraute man ihm an.

Eines Tages machte er mit seinem Hauptmann einen Aufstieg zu einem Erkundigungsfluge. — Sie kamen dem Feinde immer näher, die Kugeln piffen zu ihnen herauf.

Franzl lachte nur darüber.

„Weiter“, befahl der Hauptmann; stolz fuhren sie im Geschützfeuer dahin.

„Ich muß auch die Aufzeichnung machen, und wenn es unser Tod ist“, sagte der Hauptmann, und Franzl nickte nur.

„Tiefser gehen?“ fragte er. —

„Ja!“

Franzl ließ sich fallen. Nun kamen sie in einen wahren Kugelregen hinein. Der Hauptmann arbeitete, er schien nichts zu sehen und zu hören; Franzl war gespannte Aufmerksamkeit. Er wußte, es ging auf Leben und Tod! —

Was war das? — „Herr Hauptmann!“ schrie er auf. Ein Luftzeug kreiste über dem ihnen.

Im Nu wich Franzl zur Seite und wie Likhovs wilde Jagd ging es nun los. Franzl sah und hörte nichts mehr. Vater unser, der du bist in dem Himmel... war sein einziger Gedanke.

Er fühlte, daß ihn ein kaltes Etwas gekreist, er achtete es nicht, er fühlte mehr, als er es sah, daß sein Hauptmann getroffen

sei... Vater unser, der du bist in dem Himmel! Laß nicht dem Feind in die Hände fallen, lieber tot...

Schon sah er seine Vorpostenkette, noch einige Minuten noch Sekunden, jetzt, jetzt... Vater unser, der du bist im Himmel, gelobt seist du! Gerettet — deutsche Erde!...

Als Franzl zum Bewußtsein kam, lag er im Spital, gebunden, und konnte kein Glied rühren. Allmählich erst lebte das Bewußtsein zurück. „Was ist geschehen? Wo bin ich?“

„Im Lazarett!“

„Wo ist mein Flugzeug, mein Hauptmann?“

„Der Hauptmann ist tot. Das Flugzeug total zerstört. Sie wie durch ein Wunder gerettet!“

„Die Aufzeichnungen?“

„Hatte Hauptmann an seiner Brust geborgen!“

„Was fehlt mir?“

„Nur Arm- und Beinbruch. In ein paar Wochen hergestellt!“

„Kein Krüppel?“

„Nein!“

„Werde ich wieder zum Flug gehen können?“

„Ja, sobald Sie gesund sind, sofort!“

„Gottlob!“ erwiderte Franzl glückstrahlend und sank in die Kissen zurück. —

Einige Wochen später trat Franzl, mit dem Eisernen geschmückt, auf zwei Stöcke noch gestützt, in das Zimmer der Lermwohnung, wo die zwei alten Leute und die beiden jüngsten der bei der Lampe saßen und der Vater die Kriegsberichte

„Guten Abend!“ Mehr sagte Franzl nicht — und an Herzen der Mutter lag wieder Franzls Kopf und wieder Muttertränen in die Wirtschaftsschürze; diesmal waten es Freudentränen und Vaters Pfeife stieß wieder bide vor sich, als Franzl nach dem ersten Begrüßungsturm zu zählen kam!

Vater unser, der du bist in dem Himmel... so andächtig noch nie betete an diesem Abend die Familie die Worte des

## Die Wiederkehr des Briefes.

Von Johanna Zunt-Friedenau. (Nachdruck)

In der Gegend der Universität, in dem Studentenviertel Karl- und Marienstraße, schlugen in der Friedenszeit gende Buchhändler gern ihren Stand auf. Auf den kleinen wagen lagerte allerlei bunt durcheinander. Wertvolle Bücher leichter Lektüre und leichtem Kram. Billige Preise lockten Bücher verführen zum Kauf. Manch schönes Werk, das der Sinn oder die Not eines Jünglings der Alma mater verschleudert findet hier noch einmal Hände, die es gern nehmen und wert

Des Krieges Wirren ließ mich ein kleines Paket von so Wagen ganz vergessen. Zwischen zwei Bänden Mörike fast zufällig ein dünnes Buch. Blaugrau, mit Stockflecken „Liebes- und Freundschaftsbriefe“ kündete die Aufschrift des Deutsch und französisch. Von Gustav v. Pr. 1815.

Gerade ein Jahrhundert! Wessen Finger mögen die durchblättern und die Striche an den Rand gezeichnet haben sehr gefühlvollen Stellen: Ausrufungszeichen! Sonderbar der Stil jener Tage an. Es ist die Zeit der leidenschaftlich spannten Schreibweise, die heute nur Spott oder ein mitleidig Lächeln erregt. „Das Jahrhundert des Briefes, der behaglich weisheitlichen Redseligkeit“. Langsamfahrende Postkutschen mit schmetterndem Signal in die Stadt einzogen, Hausherrn langer Pfeife, die bedenklich die Postbeutel öffneten und gegen ihren Inhalt verteilten, stehen vor unserem geistigen Auge. Wandlungen hat das Briefschreiben seitdem durchgemacht!

Interessant ist's, wie im Jahre 1815 ein Leutnant Geliebten beim Abschied geschrieben:

„Himmlische Seele! Das harte Schicksal zwingt mich Scheiden, doch nicht in Ewigkeit auf Dich, Süßeste, zu verzagen. Unsere Seelen haben einen Bund geschlossen, der unauflöslich ist. Der ausgebrochene Krieg wird mir Gelegenheit geben, auf den Schlachtfeldern auszuzeichnen oder einen ruhmvollen Tod zu finden. Entweder, Geliebte, siehst du mich als Regimentkommandeur wieder, oder man wird den Leichnam eines Helden auf dem Felde der Ehre finden, der nicht allein fürs Vaterland und seinen König sein Blut vergoß, sondern für ein Wesen, we ihm teurer war als alles, was das Weltall umschloß. Diesen Preis zu erringen, will ich im Schlachtgerummel mich auf die Brust stürzen, wie der blutdürstige Tiger auf seine Beute. Für die Himmlische! Unterliege ich im Kampfe, so sterbe ich mit Troste, bald mit Dir vereint zu sein, denn ich weiß, Du wirst mir bald nachfolgen, da Deine Seele nicht ohne mich zu existieren imstande wäre. So leb denn wohl, Rosamunde, lebe wohl, wir uns einstens hier oder dort wiedersehen. Dein Eduard“

anders klingen die Feldpostbriefe von heute! Und doch  
 damals das Volk nichts Absonderliches in solchen Sentimenta-  
 Die Denker und Dichter gaben ihnen ein Beispiel darin.  
 nur zwischen Liebenden, sondern besonders zwischen  
 gab es einen Reichtum an Gefühlseligkeit, der in  
 den Worten ausströmen mußte. Der schwärmerische Lavater  
 sich schon in den Anreden nicht genug tun. An Frau von  
 schreibt er einmal: „Liebe Seele Lengefeld und Kom-  
 — Dann aus seinem Briefwechsel mit Herder. Wenn  
 mit dem schriftlichen Gedankenaustausch zweier moderner  
 vergleicht! Herder schreibt z. B.: „Jetzt, Freund, kann  
 antworten — aber schreiben muß ich — und wollte  
 weinen — hinübergeiern — zerfließen — an Deiner  
 wegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit  
 zu zuführen — und sogar — nichts sagen, blicken, brüden,  
 Du bist, und wir sind!“ —  
 nicht Lavater allein. Wir wissen von Wieland, Mert,  
 em von dem Allweltsfreund Leuchsenring, daß ihnen  
 Empfindsamkeiten nicht fremd waren. Boß und Bürger,  
 und ihre Zeitgenossen fanden im Wortüberflusse die  
 ihrer reinsten Freuden“. Boß sogar seine Lebens-  
 Daß in jenen Freundschaftsbriefen nicht an Küßen  
 einen gespart wurde, nimmt nicht wunder. Besonders  
 sluten rannen durch den ganzen Freundschaftskultus.  
 ch mangelte jenen Episteln auch nicht die Länge. Reichten  
 enen Erlebnisse nicht aus, so blieb der Brief liegen, bis  
 Ereignisse seine Seiten füllen konnten, oder bis schöne,  
 olle Stellen aus Zeitgenossen dazugeschrieben wurden.  
 mitgeteilten Freuden vermochte der Empfänger allein  
 tragen. Er mußte seinen ganzen Kreis teilnehmen lassen.  
 belten und weinten dann mitklammen.  
 Briefe achtete man damals als „Gradmesser der Bildung“;  
 en den „Hauptmaßstab für die Wertschätzung des Charakters“;  
 as sind sie auch heute noch. Nur der Charakter hat sich ge-  
 t. Dazwischen schiebt sich ja auch noch die Zeit der — Post.  
 Denn es ist noch nicht allzu lange her, als das Schreiben  
 tiefen häufig auf ein Mindestmaß beschränkt wurde. Natur-  
 schäfts-, Beileids- oder Empfehlungsschreiben konnten  
 umgangen werden, aber zum rechten Gedankenaustausch  
 die Zeit. Das brachte das Jahrhundert der Erfindungen,  
 s Telephon und den Telegrammverkehr bevorzugt, welches  
 hen zu Mitteilungen verwendet, mit sich. Die Schreib-  
 ne nahm dann völlig jede Persönlichkeit aus dem Briefe.  
 d als die Ansichtspostkarte ins Leben trat! Die grub  
 ab des Briefschreibens! So bequem, so schnell zu erledigen  
 ch eine Karte. Oft nimmt das Bild den größten Raum  
 und so wenig zu denken hat der Schreiber oder die Schrei-  
 notwendig; manchmal sind Verse so schön vordruckt, daß  
 en wirklich nichts mehr übrig bleibt! Wie angenehm ist  
 er Oberflächlichkeit! Wie geschwind sind die Briefpflichten  
 er! — Die Ansichtskarte wurde zur Mode und würde es  
 cht noch sein, wenn nicht, alles bisherige unwertend und  
 bernd, die Kriegsfurie ins deutsche Land geraft wäre. Aber,  
 e so manches Alte neu gemacht hat, so setzte sie auch den  
 in längstvergessene Rechte ein. Der Gedankenaustausch, in  
 sich die Menschen wieder einmal näher treten, sich etwas  
 en wissen, der ist wieder lebendig geworden.  
 er Feldpostbrief zeigt es. Nicht nur aus den Schichten der  
 beten, aus den Kreisen des Volkes liegen Prachtzeugnisse  
 Gefühls- und Gedankentiefe vor der Öffentlichkeit.  
 er Rührtheit des sonstigen schriftlichen Verkehrs ist ver-  
 ; Frau Sehnsucht hat Wohnung genommen in den Herzen  
 Menschen und hat längst Vergessenes zu neuem Dasein erweckt.  
 wo in der Familie die Einsamkeit des Alltagslebens, aus  
 Miteinander ein Nebeneinandergehen werden ließ, schlug  
 ansame Sorge die Rastigkeit nieder. Der draußen kämpfende,  
 oder Sohn, wird sich der Heimat, der Liebenden zu Hause  
 allig bewußt. Was ihm oft ermüdend, gleichgültig schien,  
 ihm die Sehnsucht in verklärtem Lichte. Ideallisiert, was  
 nicht genug bewertete! Bei den Dasein gebliebenen auch.  
 hier die Selbstsucht es sich behaglich breit gemacht hatte,  
 Sehnsucht verdrängt sie. Eigene Nöte verschwinden gegen  
 große allgemeine Leid. Die deutsche Frau, auch die ein-  
 , steigt höher durch Selbsterziehung, wenn sie den Fernen  
 Sorgen verschweigt und mutig trägt, was der Krieg ihr  
 ürdete. Und das spricht auch aus ihren Briefen. Mut und  
 rauen zu dem, der Deutschland schützen hilft. Durch die  
 e wehen feine, zarte Schwingungen, Töne der Sehnsucht.  
 Menschen beglücken einander, durch Not getrennt, tausend-  
 mehr als oft in den unausgeglichenen Stunden des Friedens.  
 spiegelt der Gedankenaustausch in den Briefen wieder.  
 und wenn des Krieges Stürme einmal schweigen, wird der

Briefverkehr nicht so bald wieder im Einerlei des Tages unter-  
 gehen. Dazu war sein Wiederaufleben zu gewaltig, seine Macht  
 auf das Gemüt zu nachhaltig. So schnell verfliegen erweckte Töne  
 im deutschen Volke nicht.

### Ferngespräch.

Der Glocke Zeichen schrillt durchs stille Haus,  
 Um diese Zeit? — Wer weiß, daß ich noch wache,  
 Daß eine Unruh mir im Blute siedt,  
 Die allen Schlaf mir nimmt und immer wieder  
 Mich wartend durch die dunkeln Zimmer treibt? —  
 — „Wer ruft?“ — „Ich bin's“, kommt's wie aus weiter Ferne,  
 Und dann hör' ich das Wort, den einen Namen,  
 Mit dem mich nur ein einz'ger ruft und nennt.  
 Und jauchzend geb' ich einer Stimme Antwort:  
 „Du bist es, Liebster, — so ist alles gut!  
 Kommst du zu mir auf Urlaub? — Leichtverwundet?  
 Wo bist du? Sprich. — Nein, ich verkeh' dich nicht,  
 Es klingt so wirr und fern. — Sag, daß du lebst,  
 Und wann du kommst, — es ist so einsam hier.  
 — Sag, daß du mich verkehrst, sag meinen Namen,  
 Das liebe Wort, womit du mich gerufen —“  
 Es rauscht und klingt. — Ob meines Herzens Schlag  
 Mein eignes, unruhvolles, banges Blut  
 Den Klang der fernern Stimme ertönt?  
 — Was ich auch sehnend in die Ferne sage,  
 Es kommt kein Laut, kein einzig Wort zurück,  
 Und totentill liegt rings das leere Haus  
 Die Uhr holt aus zum Schlag. Drei harte Schläge.  
 — Die Stunde merkt ich mir. Du hast gerufen.  
 Nach meiner Nähe hat dein Herz gebangt,  
 Aus Qual und Tod hast du nach mir verlangt —  
 So will ich stille werden, dich zu finden.  
 Ich sende suchend meine Seele aus,  
 Daß fern zu dir mich meine Sehnsucht führen,  
 Daß meine Seele leht dein Nahsein spüren,  
 Daß sie dir in der letzten Not begegnet,  
 Und meine Liebe dich noch einmal segnet.

Klara Fries.

### Fürs Haus

#### Gekürzte graue Sportjade.

Die Sport- oder Golfjaden erfreuen sich auch weiterhin der größten  
 Beliebtheit. Diese viele Jahre alte Mode hat nur insofern eine Wand-  
 lung erfahren, als diese Jaden nicht mehr in Weiß hergestellt werden,  
 vielmehr in den verschiedensten Farben ge-  
 strickt oder gehäkelt werden. Auch die Ver-  
 bindung zweier Farben, wie grau-weiß,  
 nimmt sich sehr hübsch aus. In dieser Weise  
 wurde auch die Jade gefertigt, die unsere  
 Abbildungen darstellen, und zwar ist die  
 ganze Jade in dem nebenstehend abgebil-  
 deten Muster in grauer Sportwolle gestrickt,  
 während der aus einfachen, rechten Maschen  
 bestehende Rand in weißer Wolle angefügt  
 ist. Um die Jade zu stricken, verfährt man  
 folgendermaßen: Man legt einen gut pas-  
 senden Schmitz zugrunde, der aus 5 Teilen  
 (Rücken, 2 Borderteile, 2 Ärmel) besteht,  
 und be-  
 ginnt  
 mit  
 dem 5  
 Zenti-  
 meter  
 breiten,  
 glatten  
 Rand  
 aus  
 rechts  
 gestric-  
 ken Ma-



Arbeitsprobe zur Sportjade.

sch. Dann wird das Muster gestrickt, und zwar strickt man drei Touren  
 je 3 Maschen rechts, 5 Maschen links, dann eine Tour rechts darüber, die  
 nächste Tour wird gewechselt, dann wieder eine Tour rechts, die folgen-  
 den wieder 3 rechts, 5 links und so bis zum Schluß. Ärmel und Ärmel-  
 aufschläge sind nur rechts gestrickt. Zur Verwendung kam graue und weiße  
 vierfache Sportwolle. Die Jade ist mit einer Doppelreihe weißer Perl-  
 mutternöpfe versehen. Modell: Herold & Wilhelm, Leipzig.

### Unsere Bilder

Der Schluß des Donauübergangs bei Orsova. Links das ungarische, rechts das serbische Ufer. In der Mitte die frühere türkische Insel  
 Uba Kaleh, von der die österreichisch-ungarischen Truppen während des

Balkankriegs Besitz ergriffen, um eine Festsetzung der Serben inmitten der Donau zu verhindern. Von Orjova aus überschritten am 23. Oktober d. J. die verbündeten Truppen die Donau und vertrieben die Serben aus dem gegenüberliegenden Bergland von Kladovo.

Die serbische Stadt **Ustüb**, die alte Hauptstadt Mazedoniens, die am 23. Oktober von den Bulgaren nach erbitterten Kämpfen erobert wurde. Ustüb ist der wichtige Eisenbahn- und Straßennotenpunkt im südlichen Serbien, durch dessen Einnahme die Bulgaren in den Besitz aller wichtigen Verbindungslinien in Südserbien kamen.

### Allerlei

**Das Kennzeichen.** Blinder zum herantretenden Polizisten: „Ergebenster Diener, Herr Wachtmeister.“ — Polizist: „Woher wissen Sie denn daß ich Polizist bin, wenn Sie blind sind?“ — „Mein Hund hat geturnt.“

#### Tapferkeit und Heldentod.

In der Schlacht von Marathon, welche 490 v. Chr. geschlagen wurde, focht der Athenierer Kynegiros, ein Soldat des Griechenheeres, mit großer Tapferkeit und verfolgte den Feind bis an seine Schiffe, auf denen er die Flucht mit vollen Segeln ergriffen hatte. Einer kleinen Barte, in der ein feindlicher Offizier mit einigen Soldaten den Schiffen nachzukommen suchte, schwamm Kynegiros mit unbeschreiblicher Gewandtheit nach, ergriff dasselbe mit der rechten Hand, um das Boot umzuzurzen. Als ihm diese abgehauen wurde, versuchte er dasselbe mit der linken, und als er auch diese verlor, faßte er das kleine Steuerruder mit den Zähnen, tauchte mit seinen letzten Kräften unter, und das Fahrzeug, in dem alles sich zum Steuerruder gedrängt hatte, um dem Wagemutigen den Todesstreich zu geben, schwankte um und begrub alle in den Wogen.

**Titianische Hochzeitseinladungen.** Die Einladungen zur Hochzeit in Venedig erfolgen durch einen „Platzmeister“. Der Platzmeister ruft, den er dabei aufsaugt, lautet ins Deutsche überjert: „Guten Tag, guten Tag, liebe Freunde! Nehmt nicht übel, daß ich so dreist ins Haus geritten, nicht nur ins Haus, sondern auch in die Stube. Ich junger Platzmeister, mein kleines Pferd; das Pferd hat vier Füße und stolpert (strauchelt), und meine eine Zunge verfehlt und erholt sich auch wieder. Ich grüße euch vom Bräutigam und von der Braut und lade zur Hochzeit auf den Freitag. Den Martin zum Marschall, die Anna zur Brautjungfer und die übrigen alle zum Abende (Abendbrote), wer einen Löffel und eine Gabel aufheben und einen Krug Allaus austrinken kann. Wenn wir werden reisen aus des Hochzeitsvaters Hause ins Haus Gottes, aus dem Gotteshause in des Königs bunten Krug (Gasthaus); dort werden wir tanzen und froh leben, jeder für seinen Groschen. Aber beim Zurückkehren in des Hochzeitsvaters Hause finden wir weiße Tische, bunte Krüge, umflochten, verzieret und mit Allaus gefüllt. Dort finden wir Gefochtes und Gebratenes, Essen und Trinken; für unsere Pferde Bräden von Eichen, Krippen von Eichen mit Hafer angefüllt. Nicht weit bin ich gereiset, nicht viel habe ich gelernt; wenn ich werde weiter reisen, werde ich auch mehr erlernen. Für mich jungen Platzmeister ein Hemde; wenn nicht ein Hemde, dann ein Handtuch, wenn nicht ein Handtuch, dann ein Paar Beinkleider; wenn nicht ein Paar Beinkleider, dann ein Hosensband, wenn nicht ein Hosensband, dann ein junges Mädchen, wenn nicht ein junges Mädchen, dann ein grünes Blümchen an den Hut. Mit Gott, meine lieben Freunde!“ C. K.

### Gemeinnütziges

**Wie man praktische Weihnachtsgaben originell verpackt.** Die praktischen Weihnachtsgaben, die für viele Leute die erwünschtesten und brauchbarsten sind, wirken fast immer nüchtern und besitzen keinen festlichen Anstrich. Ihnen einen solchen durch ein anmutiges Gewand aus buntem Seiden- oder Krepppapier zu geben und sie mit ein paar Tannenzweigen und Blumen aufzuputzen, macht wenig Mühe und dabei einen ganz andern Effekt. So kann man Blechbüchsen mit Kaka, Tee oder Kaffee als Knallbonbon oder kleines Kleidpaket verkleiden. Ebenso Rollschinken, Spargelbüchsen usw. Für kleinere Konservenbüchsen, Fleischextraktbüchsen usw., die man gern Hausfrauen oder Jungesellen stiftet, wirkt es ganz allerliebt, wenn man sie als Glückspilze verkleidet. Die Herstellung ist sehr einfach. Man umhüllt die Büchsen zuerst mit gelblichgrünem Seiden- oder Krepppapier, welches die Stiele der Pilze markiert, und setzt ihnen dann ein Köpfchen auf, das man aus hochrotem Krepppapier mit etwas Watteeinlage ganz leicht zu der Form eines Fliegenpilzköpfes zurechtbiegen und

wölben kann. Am nettesten sieht es aus, wenn man für die Pilzköpfe verschiedene Formen bildet, z. B. rund gewölbte, ovale oder runde becherförmige, wie sie Mutter Natur als Vorbild im Walde liefert, den flächlöpfigen Pilzen wird der Rand teils ausgefranst, teils unregelmäßig eingerissen. Dann taucht man einen recht spitzen Tuschpinsel in Emailfarbe und betupft damit ganz leicht die roten Pilzköpfe. Die Glückspilze werden dann recht zwanglos in ein mit Moos ausgepoltes Spanntörbchen oder in eine kleine Obstschlinge aus Korbgeflecht eingeklemmt, die man noch recht zierlich mit kleinen Tannenzweigen und Christrofen, Palmenzweigen usw. garniert. Ein paar farbige Bandschleifen, ein oder Fähnchen mit der Aufschrift „Frohliche Weihnachten“ beleben die anmutige Weihnachtsgabe, die dem Empfangenden gewiß doppelte Freude durch die damit verbundene „Handarbeit“ und das Zartgefühl, die diese Dinge in poetischer Form zu spenden, macht. Auch bei Postpaketen man alle Nüchternheit vermeiden. Man schlägt die Kistchen oder Pakete mit hellgrünem Seidenpapier aus, umhülle die einzelnen Päckchen ebenfalls mit Seidenpapier, verschütze sie mit bunten Seidenbändern



Leben und Treiben vor einer Feldschmiede an der Westfront.

Lamettafäden, bringe immer es angeht, ein neureislein, einen Stemen- oder Ristelzweigen, keine Glückschweide, Marzipan oder Schokolade, Gluckstee usw. an. Läden zwischen den Füllfülle man mit kleiner, zwangigen Äpfeln und goldenen Nüssen aus. Jedes Paket vermag die nachstimmung ins Fest bringen und Lichtstrahlen werfen in einsame, verterte Herzen, die oft die gutgemeinten Gaben scheinen sie nur im Gewand, nur noch bedürftiger werden, während kleine Nähe des Aussehens des Weihnachtspaketes auch die bescheidenste verkörpert.

#### Buttergebäck, Liebkeuchen.

1 Pfund Butter, 1/2 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 1/4 Pfund feines Mehl, 1/4 Pfund Vanille, 1 Eigelb, 1 Eßlöffel süßes Öl, etwas Vanille vermischt man gut zu einem

schmeidigen Teig. Davon setzt man Plättchen auf ein Blech, das mit Mehl bestäubt ist, und bäckt alsdann die Kuchen bei gelinder Hitze. **Schweizerbägen.** 1 Pfund Zucker wird mit 4 Eiern eine halbe Stunde lang gerührt. 1/2 Pfund gewürfelte Mandeln, die vorher mit Zucker braun geröstet werden, 1/4 Pfund Zitronat und Pomeranzenschale, die Schale einer halben Zitrone klein geschnitten, 10 g gestoßener Hefe, 1/2 Pfund Mehl werden dazu gemengt. Man rührt von diesem Teig ab und bäckt sie sofort auf einem gut mit Butter bestrichenen

**Scherzrätsel.** Eine Stadt Italiens, wenn sie schwindet, bleibt — na, wer das wohl findet? W. Spangenberg.

**Tannenbaumrätsel.**

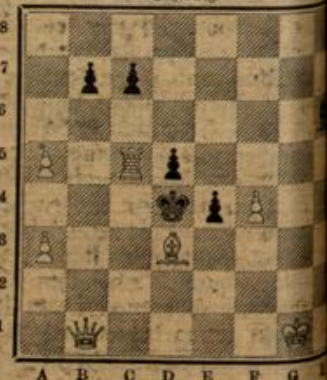
```

      A
     A B B
    B D E E E
   E E F G G I I
  I K L L L M N N N
    O
    O
    R
  R R R S T T U

```

Die mehrteiligen Quersätze geben: 1) Ein Element. 2) Eine Baumfrucht. 3) Süßholz. 4) Einen Strauch. 5) Desgleichen. — Die mittlere senkrechte Reihe gibt, von oben nach unten den Namen einer Feldblume. Julius Fald.

**Problem Nr. 143.** Von Vincenz Schiller t. 8. Preis geteilt. (11. Turnier Br. Ch. Mag. 03.) Schwarz.



Mat in 3 Zügen

**Auflösungen aus voriger Nummer:** Des Palindroms: Gfe. Des Bilderrätsels: Besser rund abschlagen, als lange hinhalten.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.